

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Amstliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 18.

Sonntag, den 9. Mai 1897.

IV. Jahrgang.

Die Brandmauer.

Eine moderne Stadtgeschichte. Von Emil Peschke.

(Nachdruck verboten.)

Eine seltsame Schwärmerei für Brandmauern — nicht wahr? Und doch habe ich stets für Brandmauern geschwärmt, und wenn ich das Wort hörte, so wurde mir so wohl, als käme daraus etwas wie Heimath, Hafen, Friebe, Schutz und Ruhe.

Die Aussicht auf eine Brandmauer ist allerdings nicht Jedermanns Sache und auch ich kann mir Schöneres denken. Zum Beispiel die Aussicht auf grüne Waldberge oder auf die Lieblingspromenade schöner Frauen. Aber so ist es ja auch nicht gemeint. Wenn man von der Arbeit aufsteht, wirft man gern einen Blick durchs Fenster in eine andere Welt, und auch an den Straßenlärm gewöhnt man sich wie der Müller an das Klappern seiner Mühle. Von den übrigen Mauern dagegen wünscht man, daß sie uns trennen von Allem, was uns Nichts angeht, daß sie uns schützen vor dem Leben der Nachbarn und — vor dem Lärm der Nachbarn.

Thun das unsere modernen Mauern? Du lieber Gott — wer diese Zeilen liest, hört vielleicht in demselben Augenblick von links Kludertrompeten, von rückwärts Klaviergeklirre, von rechts das Geheul eines Dienstmädchens und das Zanken der Gnädigen. Unter solchen Marteln taucht dann wohl wie ein Traumbild eine Brandmauer vor uns auf. Das ist ja eine Mauer, die zum mindesten so viel ist, die nicht bloß schützt, wenn im Nachbarhause etwa Feuer ausbricht, das ist eine Mauer, die zum mindesten so viel ist, wie zwei Mauern. Und unsere modernen Baumeister mögen noch so schlau sein — zwei Mauern können sie doch nie so dünn machen wie eine!

Eine Brandmauer, das ist so viel, wie geborgen sein in einem stillen Nest, ruhig arbeiten können, nichts hören von der Gatterschaft hinter der Mauer! Und eines Tages, nachdem mich der Kampf mit dem häuslichen Lärm schon reif für eine Nervenheilanstalt gemacht hatte, gelang es mir dann endlich, ein Zimmer ausfindig zu machen, das im Winkel zweier Brandmauern stand. Das Nachbarzimmer, das dem Wirth gehörte, wurde nur selten benutzt — ich hatte also ein geradezu ideales Heim gefunden. Wie glücklich war ich, wie köstlich würde jetzt das Arbeiten sein!

In meiner Freude hatte ich mir den Schreibtisch an die Brandmauer rücken lassen, und ehe ich noch meiner Koffer ausgepackt hatte, setzte ich mich hin, nahm die Feder zur Hand und ... sah meine Mauer mit den Blicken eines Verliebten an. Das war einmal Einsamkeit mitten in der Großstadt! Oben der Dachboden, zur Rechten eine Stube, die nicht benutzt wurde und vor mir diese Mauer, die mich von den Leuten dahinter trennte, als lebten sie in Amerika oder auf einem andern Stern.

Aber was war das? Blötzlich brach es wie ein Sturm los, wie Indianergeheul begleitet von Janitscharenmusik. Der Schreibtisch zitterte, ein Pagode, der darauf stand, begann heftig zu wackeln, die Feder fiel mir aus der Hand. Am ganzen Körper bebend, fassungslos starrte ich nach der Brandmauer, aus der das ungeheuerliche Lärmen hervorkam. War sie verhext? War ich in ein Haus gerathen, in dem Kopfgeister nisteten? Erst nach ein paar Minuten kam ich wieder so weit zu mir, daß ich das Räthsel zu lösen vermochte. Der Lärm kam weder aus der Mauer noch von Janitscharen und Indianern ... es war nur eine singende Dame mit Klavierbegleitung im Nachbarhause.

Ich war also wieder um eine Illusion armer geworden. Der Wirth bei dem ich mich beklagte, zuckte lachend die Achseln und meinte, heutzutage sei eine Brandmauer eben auch nicht dicker als eine andere Mauer. Wenn sie nur bis zum Dachfirst emporgeht, dann ist der Pflicht genug gethan. Im Uebrigen lebt man eben ein Haus an das andere an, wozu dann zwei Mauern? Ein Haus wird gebaut, damit man es verkauft und der Käufer kauft es, um es zu vermieten. Wozu zwei Mauern! Das macht die Sache nur teurer, für den der baut und für den der kauft. „Aber der Mieter zieht dann aus!“ entgegnete ich erbittert. „Das Zimmer ist noch nie lange leer gestanden. Ein Zimmer ist doch auch nicht dazu da, daß der Mieter den ganzen Tag zu Haus ist. Und ruhiger werden Sie's wo anders auch so bald nicht finden.“

Da hatte der Mann recht. Und die Miethse mußte ich ja doch bezahlen — ich beschloß also, vorläufig zu bleiben. Es war ja auch nicht anzunehmen, daß meine Nachbarn den ganzen Tag spielte und sang. Sie hatte gewiß auch häusliche Pflichten, und mit der Zeit würde es mir gelingen, die Stunden ausfindig zu machen, in denen das Klavier nicht geöffnet wurde. Und im Uebrigen blieb die Brandmauer ja doch eine Brandmauer. Das Leben meiner Nachbarn störte mich nicht, wie so oft in

anderen Quartieren. Die Brandmauer trennte mich wenigstens dann vor der Welt, wenn nicht musiziert wurde ich konnte dann arbeiten, ohne daß meine Aufmerksamkeit irgendwie abgelenkt wurde.

Über merkwürdig! Schon am nächsten Tag kam es noch viel schlimmer. Ich hatte mich kaum zur Arbeit gesetzt, als der Sturm wieder losbrach. Ich lege die Feder aus der Hand — da wird es plötzlich stille. Ich sammle mich, beginne von Neuem, schreibe ein paar Zeilen und die Janitscharen fangen wieder an, zu trommeln. Nun Pause meinerseits — dann Ruhe drüben. Zum dritten Mal greife ich zur Feder . . . tralala, da ist das Indanergeheul. Und so geht es weiter. Fünf, sechs Minuten lang Musik, dann wird das Spiel plötzlich mitten im Takt unterbrochen und über allen Gipfeln ist Ruh. Das dauert sechs, sieben Minuten, dann wieder vier Minuten lang Musik, fünf Minuten Pause, drei Minuten Sturm, sechs Minuten Pause, fünf Minuten Indaner und Janitscharen. Das war nun nicht bloß Ruhestörung, es war aufregend, die Neugierde um so mehr erweckend, als auf diese Art der ganze Vormittag verging. Die Brandmauer wurde immer dünner und dünner — ich hatte begonnen, mich für meine Nachbarin zu interessieren. Und als ich dann am zweiten und dritten Tage genau dasselbe sonderbare Treiben beobachtete, da verfluchte ich die Brandmauer sogar. Bei einer gewöhnlichen Mauer mit einer schönen akustischen Thür in der Mitte hätte ich das Räthsel leicht lösen können, während sich so meine Phantasie Tag und Nacht vergeblich damit abplagte.

Endlich ließ ich das Arbeiten ganz sein und beschloß, meine Nachbarin über die Brandmauer hinaus, so gut als möglich zu beobachten. Das heißt, am Fenster und von der Straße aus. Und so gelang es mir endlich, das Geheimniß zu ergründen.

Die Dame war noch jung — etwas sechs- oder siebenundzwanzig Jahr und gar nicht übel. Die Augen etwas unruhig, der Mund ein bißchen bitter, aber das blonde a la Barrison frisirte Haar zu reizend, des Schleißchen am Hals zum Küssen, das Korsett geradezu verführerisch. Alle Räthsel lösten sich aber einfach damit, daß die Schöne jenen Theil des Tages, den sie zu Hause verbrachte, abwechselnd dem Klavier und dem Fenster widmete. Sie begann immer wie im Sturm, spielte und sang fünf, zehn oder zwanzig Takte und dann eilte sie ans Fenster und legte sich hinaus. Ob sie das nur that aus Lustbedürfnis oder aus Neugierde nach etwaigen Zuhörern, das konnte ich nicht ermitteln.

Das Räthsel war also gelöst — aber für meine Arbeit kam es immer noch schlimmer — meine Neugierde wurde nur aufs Neue gestachelt.

Ich fragte mich jetzt: Wer ist meine Nachbarin? Wer ernährt und kleidet sie? Wer kocht für sie? Ihr Mann? Oder hat sie gar keinen Mann? Hat sie Vater und Mutter? Warum ist sie so unruhig? Warum ist ihr Mund so bitter? Warum singt und spielt sie so fürchterlich viel und immer mit dem Schleißchen am Hals, diesem Schleißchen, das ihr freilich ganz allerliebste steht, das selbst um die Brandmauer herum zum Küssen reizt?

Es kam endlich so weit, daß ich bisweilen eine Viertelstunde lang meine Ohren an die Brandmauer legte. Und dann öffnete ich eines Tages den Korzieher meines Federmessers und fragte mich, ob er wohl ausreichen würde, um eine moderne Brandmauer zu durchbohren.

Natürlich beobachtete ich auch fleißig am Fenster, und da meine Nachbarin stets allein ausging und stets allein nach Hause kam, so schloß ich daraus, daß sie keinen Mann hatte. Aber sie mußte wohl eine Köchin haben, da sie immer erst Abends des Haus verließ. Vielleicht hatte sie auch eine Mutter und die Mutter führte die Wirtschaft. Verwünschte Brandmauer! Als ich meinen Korzieher hineinhobte, brach er ab. Unglaublich, wie solid noch immer gebaut wird!

Aber war es nicht möglich, vom Treppfenster aus einen Blick nach der Rückseite der Nachbarwohnung zu werfen? Wenn man um das Straßeneinde einer Brandmauer herum den ganzen Tag lang die Tochter beobachten kann, dann ist es doch sehr wahrscheinlich, daß vom Hofende aus etwas von der Existenz der Mutter zu bemerken ist.

Das war ein genialer Einfall, und ich hatte mich nicht verrechnet. In einem glücklichen Augenblick sah ich vom Fenster unseres Treppfenstraums aus an einem der Hoffenster des Nachbarhauses die rothseidene Blouse hängen, die meine Schöne ein paar Mal getragen hatte. Und neben der Blouse stand mit einem Gläschen Fleckenwasser und einer Bürste eine dicke alte Frau, in einem ärmlichen, stark abgenutzten Kattunkleid. Die Aehnlichkeit mit der Tochter verrieth mir, daß die Frau die Mutter war. Aber was für ein schreckliches, entsetzliches Bild bot der obere Theil des Fensters! Da hingen auf einer quer gespannten Schnur Strümpfe in allen Farben. Ich hätte nie geglaubt, daß Strümpfe so viel Löcher haben können!

Diese neue Beobachtung regte sehr ernsthafte Gedanken in mir an. Die Welt nebenan beschäftigte jetzt auch den Philosophen, den Moralisten in mir. Ich notirte mir für ruhigere Tage die Skizze einer Abhandlung mit dem Titel: „Löcher in Strümpfen“.

Und dann forschte ich wieder um die Brandmauer herum, bald vorne, bald hinten. Längst war mir schon ein gedrückt aussehendes Männchen aufgefallen, das täglich um sieben Uhr fortging, um halb ein Uhr zurück kam, um ein Uhr wieder fortging und dann nach acht Uhr wieder zu Hause war. Eines Tages sah ich vom Treppfenster aus, wie das Männchen im Hofe Holz spaltete und dann erschien unter den Strümpfen die dicke Frau und rief hinab: „Mach doch schneller — 's Zeit fürs Amt.“ Das Männchen war also wohl Papa.

Ein anderes Mal bemerkte ich, — von vorne — wie plötzlich die Barrison-Frisur erschrocken vom Fenster zurück fuhr. Unten aber trat ein Mann ins Haus, der wie ein Gerichtsvollzieher aussah und die Pförtnerfrau stand da und lachte höhnisch nach dem Fenster hinauf. Und dann wieder eines Abends bis tief in die Nacht hinein Janitscharenmusik und Indanergeheul mehr als je. Und dazwischen immer wieder ein Chor von Stimmen: „Hoch, hoch, hoch! . . . „Hoch soll er leben! . . . „Hoch soll sie leben!“ . . . Am folgenden Morgen sah ich Mutter und Tochter am Küchenfenster. „Gieb nur Acht“, sagte die Mutter, „daß Du Dir's nicht wieder verdirbst.“ Worauf die Tochter entgegnete: „Geht nur Acht, daß Ihr mir's nicht verderbt.“ Endlich — wieder um das vordere Ende der Brandmauer herum — ein Herr mit einer Rose im Knopfloch. Es war an einem Sonntag um ein Uhr Mittags, und als der Herr auftauchte, nickte ein prachtvoller Hut voll bunter Blumen lebhaft zum Fenster hinaus. Eine Minute später war meine Nach-

Unsere geehrten Leserinnen werden höchlichst erfreut, den Wiesbadener General-Anzeiger, antiques Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Kreisen- und Gelanzen-treffen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannenden Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungslitteratur dafür dankbar zu erweisen suchen.

Bei Bestellungen und Einfäufen von Waaren wolle man sich gütigst ebenfalls

Bitte zu leben!

barin unten und der Herr mit der Rose im Knopfloch bot ihr den Arm.

Darüber waren Wochen vergangen und es kam mir schauernd zum Bewußtsein, was die „schützende“ Brandmauer angerichtet hatte. Meine Arbeit war kaum ein paar Zeilen weitergerückt — ich mußte mir eine andere Wohnung suchen. Da — während ich mit finsternen Augen nach der unheilvollen Wand blickte, schenkt sie plötzlich in ihren Grundvesten zu erbeben. Ein unheimliches Nachzucken und Krachen, ein dumpfes, lang nachhallendes Dröhnen wird hörbar und mir ist, als sähe ich die Mauer — ein furchtbares mene tefel für die Baumeister unserer Zeit — schon wanken und bersten. Aber das Nachzucken und Krachen wird schwächer . . . als ob es sich von der Wand entfernte . . . vorbei, wieder tiefe Stille . . . und die Brandmauer steht noch immer. Eine Weile starr ich sie noch fragend an . . . dann ein Sprung ans Fenster. Na — das Klavier! Ein Stein fällt mir vom Herzen und vor meinen Augen wird es Licht. Vier Männer schleppen das Klavier zum Thor hinaus, und auf der Straße neben dem Transportwagen steht meine Nachbarin, Arm in Arm mit dem Herrn, der damals eine Rose im Knopfloch trug. „Morgen, Schwiegermama!“ ruft er nach dem Fenster hinaus, und dann sehen sie zu, wie das Klavier aufgeladen wird. Das geht natürlich nicht so schnell, aber den Weiden scheint die Zeit doch nicht lang zu werden. „Er“ drückt immer wieder ihren Arm und „sie“ lächelt ihn j desmal an mit einem Gesicht, das viel schöner ist, als ich es je gesehen. Keine Spur von Bitterkeit lagert um den Mund und die Augen sind ruhig geworden . . . glücklich . . .

„Na“, sagte am nächsten Tage mein Hauswirth zu mir, „jetzt danken Sie Gott, daß Sie nicht ausgezogen sind! Die beiden Alten behalten die Wohnung . . . in der ganzen Stadt finden Sie keine zweite Brandmauer wie unsere! Sind Sie zufrieden?“

Seitdem ist ein halbes Jahr vergangen und ich bin noch immer zufrieden. Aber ich falte auch jeden Abend mit einem angstvollen Blick auf die Brandmauer meine Hände und bete für das Glück dieser Ehe . . .



Galanterie.

Von F. A.

(Nachdruck verboten.)

Der Frauendienst, die „Galanterie“, ist uns, wie man weiß, aus dem Mittelalter, der Zeit des Ritterthums überkommen. Es ist dies gewiß das schönste Vermächtniß, welches das durch Berthold Schwarz in die Luft gesprengte „Zeitalter der Ritter“ dem civilisirten Abendland hinterließ.

Das klassische Alterthum der Römer und Griechen, also das vorchristliche Zeitalter der Civilisation, kannte ebensowenig den Kultus des Frauendienstes, die moderne Galanterie, wie den Begriff der platonischen Liebe überhaupt, Romeo's und Julien gebieten in den Zeitepochen eines Cicero, Hannibal, Horatius, Homer oder Sokrates nicht. Weber das alte Rom, noch Hellas hatte unglücklich liebende Jünglinge oder Jungfrauen mit den obligaten Mondschein-Phantasien oder Selbstmorden aus platonischer Liebe. Die altgriechischen und römischen Liebespaare kannten die Sentimentalität der modernen

Liebe nicht und überschütteten auch ihre Nebenmenschen nicht mit ihrem elegischen Liebesjammer und poetischen Grünzeug, wie heutzutage.

Die platonische Liebe ist mit dem sich aus derselben entwickelnden Kultus des Frauendienstes eine Frucht der abendländischen Kultur, nicht angeboren, sondern künstlich in die Herzen gepflanzt. Wilden Völkern ist noch heute das Gefühl der reinen Minne unbekannt, unverständlich und lächerlich, ebenso den Orientalen. Im Sonnenstrahl der mittelalterlichen Minne erschloß sich die herrlichste Blüthe abendländischen Lebens; Poesie und Gemüthsstiefe entfalteten ihren ganzen Reichtum, und die Frau begann als wahrer Mittelpunkt, als das Herz und die Seele der Familie betrachtet zu werden, der man huldigte und den Vorrang gab:

„A Dieu mon âme
Ma vie au Roi
Mon coeur au dâmo
L'honneur pour moi!“

Dies war der Wahlspruch jenes Ritterthums, welches die Artigkeit und Galanterie gegen das schwache Geschlecht zum Entstehen brachte und als erste Mannespflicht verkündete. Man darf das Ritterthum des Mittelalters nicht bloß vom einseitig-demokratischen Standpunkt beurtheilen, wenn man gerecht sein will: es war gleichzeitig das Zeitalter der rohen Willkür, des „Faustrechts“, der Glanzperiode der Raub- und Strauchritter, aber auch das Zeitalter der Bort- und Mannestreue, des Edelmuthe's und der Moralität, in ihm wurde der Grundstein gelegt für die heutige und zarte Behandlung und die bevorzugte Stellung der Frauen.

Die Wiege der Galanterie, des Frauendienstes stand in Frankreich. Von dort kam deren Kultus mit dem Troubadours und fahrenden Rittern nach Deutschland, Italien, Ungarn, Polen usw., um an den Grenzen der südslavischen Ländern stehen zu bleiben.

Was ist Galanterie?

Die unbedingte und in jedem Lebensverhältniß stattfindende gesellschaftliche Bevorzugung der Frau, das edle Verzicht auf das in der Natur begründete „Recht des Stärkeren“ gegenüber dem schwachen Geschlecht, von dem aber trotz seiner Schwäche das Schicksal der Menschheit, Entwicklung, Erziehung, die geistige und physische Qualität der einzelnen Nationen abhängt und aus dessen Reihen auch unsere Mütter, mit deren Namen der Vollbegriff von Liebe, Verehrung, Anhänglichkeit und Treue innig verschmolzen ist, hervorgegangen sind. Galanterie ist die freiwillige und aufrichtige Abtretung des Vorranges an die Dame, mit der wir eben in Berührung sind, das Beschützen der Frauen gegen Rohheit und Unbill, das männliche Eintreten für die beleidigte Ehre schutzloser Frauen etc.

Die wahre Galanterie verleugnet sich weder bei geringfügigen, noch bei ernstlichen Anlässen. Die westeuropäische Galanterie duldet es nicht, daß schlecht singende Schauspielerinnen mit faulen Aepfeln beworfen oder ausgepiffen werden, ebenso wie sie in höchsten Fällen sich nicht verleugnet, indem sie bei einem Schiffbruch die Rettungsboote zuerst mit den Frauen und Kindern besetzen läßt, und erst dann, wenn diese in Sicherheit sind, die Männer folgen läßt, also im Stande ist, auch dem stärksten Instinkt des Menschen, dem Selbsterhaltungstrieb einen Dämpfer aufzusetzen.

Diese Galanterie hat aber, wie gesagt, verschiedene

Unsere geehrten Leserinnen werden häufigst ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Kreisen und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannenben Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür zu bemühen, die wir ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!

Grenzen, die vom Volkscharakter der vom Kultus derselben besetzten Nationen gesetzt werden, und ist die Auffassung derselben eine sehr verschiedene, denn bei dem Schiffbruche eines von Konstantinopel ausgelaufenen Passagierschiffes kam es vor, daß bei dem Eintritt der Katastrophe die Männer der vorwiegend aus Südlaven bestehenden Reisegesellschaft sich schreiend und balgend zuerst vorbrängten, die um Hülfe stehenden Frauen zurückstießen und über Bord drängten, nur um so schneller selbst in die Boote zu gelangen, während ein Franzose, der mit einer jungen Engländerin zuletzt allein, als das Boot schon zum Sinken voll war, und nur mehr eine Person gerettet werden konnte, zurücktrat und seine Dame einsteigen ließ, selbst aber mit dem in der letzten Minute versinkenden Schiffe verschwand — um nicht „ungalant“ zu erscheinen.

Das charakteristische Merkmal und der alleinige Werth der Galanterie besteht in der Freiwilligkeit. Sie verliert diesen Werth, wenn sie als einzig durch die konventionellen Etiquette-Regeln erzwungen, sich kundgiebt. Eine Dame, die z. B. einen Pferdebahnwagen besteigt, und sich nicht setzen kann, weil alle Sitzplätze von Männern okkupirt sind, von denen ihr keiner seinen Platz überläßt, kann sich denken: „Das sind doch unartige Beute!“ oder dergleichen, aber ein Recht, es zu fordern, daß man ihr gegenüber galant sein müsse, hat sie nicht. Oder würde sich nicht eine Dame einfach lächerlich machen, die im Regenwetter auf dem engen Trottoir mit einem Manne zusammentreffend, der nicht bei Seite in die Rothlaube tritt, demselben arrogant zurufen würde: „Sie ungezogener Mensch, können Sie nicht beiseite treten?“ Ein Mann, der sich gegen das schöne Geschlecht ungalant benimmt, verdient unbedingt die Verachtung beider Geschlechter, soll auch von seinen Geschlechtsgegnossen hiersfür zur Verantwortung gezogen werden können, aber auch die schönste Frau vermag nicht, einen Bümmel dazu zu zwingen, daß er sich gentlemanlike benehme, wenn er es nicht kann oder nicht will.



Für Haus und Herd.

Spanferkel. Das 4 bis 6 Wochen alte, nur mit Milch genährte Ferkel wird zwei Tage vor dem Gebrauch geschlachtet, gebrüht und mit einem Tuch sehr sauber abgerieben. Man bricht die Klauen von den Füßen, sticht die Augen aus und nimmt es aus, macht aber die Bauchöffnung nicht zu groß. Will man es braten, so reibt man es innen und außen mit Salz ein, befestigt die Füße mittels Bindfadens unter dem Bauch, giebt ihm eine möglichst flach liegende Stellung und legt es in eine große Bratpfanne, um es bei hellem Feuer in 1½ bis 2 Stunden gar zu braten. Während des Bratens bestreicht man das Spanferkel, nachdem man es mit Salzwasser angefeuchtet hat, wiederholt mit einem in feines Provancer-Öl getauchten Pinsel und sticht an der Haut entstehende Blasen sofort mit einer feinen Nadel auf, da die ganze Oberfläche des Bratens gleichmäßig dunkelgoldgelb gefärbt und knusprig sein muß. Vor dem Servieren spült man den Bratenfatz mit einer kräftigen Bouillon aus Fleisch-Extrakt los, entfettet die Sauce und macht sie mit etwas Maismehl feimig. Beim Anrichten schneidet man das Ferkel in Stücke, indem man die Knochen mit dem Hackmesser durchhaut, die einzelnen Theile wieder aneinander legt, eine Citrone ins Maul steckt und das ganze mit Brunnenkresse umgiebt.

Kalbfleischpasteten von Bratenresten. Feingehacktes, gebratenes Kalbfleisch, ein Stück gekochten Schinken, einige entgrätete Sardellen, feingehackt, röhrt man mit Kapern und Citronenschalen auf Butter, füllt die Masse erkaltet in eine mit Buttermilch belegte Form, deckt Teig darüber und bäckt sie ¾ bis 1 Stunde (große Pasteten 1 bis 1½ Stunde).

Schinkenschnitten. Die Ueberreste eines gekochten Schinkens wiegt man fein, rührt das Fleisch mit einigen Eßeln Jus aus Liebig's Fleischextrakt, einem Eßel geriebenem Käse, wenig Pfeffer, Sahne und Petersilie auf dem Feuer heiß, zerquirt einige Eidotter mit der Farce, fügt das nöthige Reibbrod hinzu und streicht das Füllsel auf kleine, dünne, in Milch geweichte Weißbrodschnitten, wendet diese in Ei und Reibbrod und bäckt sie in Schmelzbutter lichtbraun.



Goldkörner.

Drei Dinge machen einen guten Meister: Wissen, Können und Wollen.

Ein guter Name ist ein gutes Erbtheil.

Wer ein Lochlein nicht stopft, muß ein Loch zumachen.



Räthselecke.

1. Vorseh-Aufgabe.

Cent, Arrier, Mara, Bach, Schwein, Ebingen, Comte.

Vor jedes der obigen Wörter sind zwei Buchstaben zu setzen, so daß sieben neue Wörter entstehen und, wenn dieselben unter einander gestellt werden, deren erste senkrechte Reihe einen weiblichen Namen, die zweite einen Heros der Athener nennt.

Diamant-Räthsel.

a	ein Konsonant;
a d d	ein großes Gebäude;
d e e l m	ein Führer;
m n o o o o	ein Regierungsbezirk;
p p p r s	eine Dekoration;
s t t	eine französische Stadt;
u	ein Konsonant.

3. Wer erräth's?

Bald alt, bald jung, bald wieder alt,
Bald bin ich viel, bald bin ich wenig,
Doch bleibt sich gleich stets mein Gehalt,
Sei ich ein Bettler oder König.

Auflösungen der Räthsel aus No. 17.

1. Räthselfrage: Durch richtige Zusammenstellung der Buchstaben, aus denen die gegebenen Wörter bestehen, erhält man:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath!“

2. Wechsellräthsel: Zunge. (Vandzunge — Seezunge.)

3. Wer erräth's? Murad — darum!

Richtige Räthsel-Auflösungen sandten ein: August Michel, Marie Dorn, Anton Fuchs, die kluge Minni, Abonnent B., treuer Abonnent in der Kirchgasse, sämmtlich hier, R. Diehl in Viebrich, Emma Fekel in Sonnenberg, D. E. in Idstein, Otto Schmidt in Rüdesheim, Abonnent von der Lahn und J. D. in Hahnstätten.